

## **„Man kann nicht *nicht* digital leben“: Digitalität als soziale Frage – Bericht über den gemeinsamen Online-Studentag der Clearingstelle Medienkompetenz der Deutschen Bischofskonferenz und der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle**

*Andreas Büsch, Stefan Gaßmann, Lars Schäfers*

Digitalisierung als Prozess und Digitalität als Zustand haben unser alltägliches Leben verändert und verändern es weiter. Digitalisierung treibt den Wandel von Produktionsfaktoren, Arbeitsplätzen und Erwerbsformen an. Waren können in Zukunft schneller, sicherer, günstiger und qualitativ hochwertiger entwickelt werden; eine vollautomatisierte Produktion ist billiger und effektiver, aber nicht sozialer; zugleich dringt die digitalisierte Arbeitswelt auch in Bereiche personennaher Arbeit vor und verändert beispielsweise grundlegend den gesamten Bereich von Gesundheitsversorgung und Pflege. Allein diese wenigen Aspekte weisen bereits darauf hin, dass beim Thema Digitalisierung die sozialethische Frage nach sozialer Gerechtigkeit und Teilhabe nicht vernachlässigt werden darf.

Insofern sind „Digitalität und Künstliche Intelligenz [...] in mehrfacher Hinsicht neuer Ausdruck der alten sozialen Frage. Sie können Werkzeuge für Kommunikation und Partizipation sein, setzen aber entsprechende Bildung voraus. Andernfalls tendieren sie dazu, soziale Spaltung und Diskriminierung nachhaltig zu vertiefen. Umso drängender ist die Frage, wie sie für die Beseitigung von Armut, Benachteiligung und Unterdrückung nutzbar gemacht werden können.“ So heißt es in These 10 des im Auftrag der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz erstellten Thesenpapiers „Digitalität und Künstliche Intelligenz: Technik im Dienst des Geist-begabten und Selbst-bewussten Menschen“.

Digitalität ist in diesem Sinne ein Zeichen der Zeit, das im Lichte des Evangeliums zu deuten ist (vgl. Gaudium et spes, Nr. 4). Die Leitwerte der Menschenwürde, der Freiheit und der Verantwortung können dabei genauso in Anschlag gebracht und neu reflektiert werden wie die klassischen Prinzipien der katholischen Soziallehre (vgl. These 11). Das Grundprinzip der katholischen Soziallehre, das Personalitätsprinzip, ist

oberste Richtschnur auch hinsichtlich der Frage nach einer Sozialethik der Digitalisierung. Das Thesenpapier der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz stellt daher schon in seinem Titel fest, dass digitale Technik dem „Geist-begabten und Selbst-bewussten Menschen“ dienen soll – und nicht umgekehrt.

Um die Reflexion und Fortschreibung dieses Thesenpapiers ging es am 9. Dezember 2021: An dem Tag veranstalteten die Clearingstelle Medienkompetenz der Deutschen Bischofskonferenz mit Sitz an der Katholischen Hochschule in Mainz und die Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle (KSZ) in Mönchengladbach einen Online-Studentag zur Frage der sozialetischen Bewertung der Digitalisierung.

Das ganztägige Programm war dabei in vier Blöcke aufgeteilt: Nach der Begrüßung durch den Direktor der KSZ, *Prof. Dr. Peter Schallenberg*, stellte *Prof. Andreas Büsch*, Leiter der Clearingstelle, das Thesenpapier vor. *Prof. Dr. Alexander Filipović* ordnete das Thema dann medienphilosophisch und sozialetisch ein. In einem zweiten Block gaben *Prof. Dr. Ursula Nothelle-Wildfeuer*, *Prof. Dr. Wolfgang Beck*, *Prof. Dr. Doris Aschenbrenner* und *Prof. Dr. Wolfgang Koch* verschiedene Impulse, die in einem dritten Block im Rahmen einer Podiumsdiskussion unter den Vorgenannten vier mit Herrn Büsch vertieft wurden. In einem vierten Block hatten dann alle teilnehmenden Personen die Möglichkeit, in Kleingruppen die Diskussionen fortzusetzen, zu erweitern und zu vertiefen.

*Alexander Filipović* legte in seinem Vortrag einen Schwerpunkt auf die Frage, wie man die Prozesse, die gemeinhin mit „Digitalisierung“ bezeichnet werden, richtig verstehen kann. Dabei problematisiert er pointiert die Sinnhaftigkeit des Begriffs der „Digitalität“. Mit Sybille Krämer vertritt er nämlich die These, es sei nicht das Digitale, sondern das Datafizierende, was den Unterschied machte. Das damit Bezeichnete deutet Filipović als eine neue Form der Weltbeziehung, die durch die „Maschinenlesbarkeit“ der Welt charakterisiert sei. Diese ersetze nicht zwangsläufig andere Formen der Weltbeziehung, sondern trete neben diese. Dann sei es aber notwendig zu fragen, ob sich durch die Digitalisierung „wirklich alles“ verändere „oder vielleicht doch gar nicht so viel“. Das sei etwa für sozialetische Probleme, die mit der Digitalisierung zusammenhängen, eine entscheidende Frage, denn die ethischen Probleme blieben grundsätzlich

auch in einer digitalen Welt dieselben. Durch die Digitalisierung werde es beispielsweise weniger ein Problem sein, dass Jobs wegfielen, als dass sich eher die Chancen Geringqualifizierter auf dem Arbeitsmarkt weiter verschlechtern könnten, weil ihnen die Kompetenzen fehlten, um in die je neuen Mensch-Maschinen-Interaktionen eingebunden werden zu können. Es brauche mit Blick auf die Aus-, Um- und Weiterbildung Geringqualifizierter daher die Orientierung an Personen-, Chancen- und Teilhabeberechtigung.

Die Reihe der anschließenden Impulsvorträge eröffnete *Ursula Nothelle-Wildfeuer*, die genau diese Überlegungen Filipovičs aufgriff: Die für die analoge Welt bewährten und gültigen ethischen Prinzipien und Leitsätze müssten in eine von Digitalität geprägte Kultur implementiert werden. Man brauche somit keine neue Ethik der Digitalität allererst zu erfinden. Der Mensch bleibe nämlich relevant, da Freiheit, Autonomie und Verantwortung allein diesem zugesprochen werden und auch nur bei Menschen liegen können. Das entscheidende Kriterium für die Gestaltung von Technologien müsse daher deren Lebens- und Freiheitsdienlichkeit sein.

*Wolfgang Beck* analysierte im Anschluss daran das Thesenpapier aus einer stärker kirchlichen Sicht und mahnte in vielen Punkten zur Bescheidenheit: Kirchliches Sprechen dürfe nicht den Eindruck erwecken, als sei die Kirche eine „Wissende“, die der Gesellschaft erklären müsse, was Digitalisierung sei und wie sie damit umzugehen haben. Wichtig sei es zudem sich klarzumachen, dass Digitalität zumindest aus pastoraler Sicht nicht nur als ein alle Lebensbereiche umfassendes Phänomen, sondern auch als eigener Lebensort verstanden und gewürdigt werden müsse. Kritisch merkte er ebenfalls an, dass das Thesenpapier nicht die ökologischen Aspekte der Digitalisierung, etwa mit Blick auf das Thema Energieverbrauch, berücksichtige.

*Doris Aschenbrenner* brachte eine ingenieurwissenschaftlich-informatische Perspektive ein und wies auf die aktuellen Debatten innerhalb dieser Disziplinen hin. Dort werde durch die Digitalisierung von Maschinen zusehend die Notwendigkeit gesehen, Maschinen nicht nur rein technisch zu betrachten, sondern auch ethische und soziale Gesichtspunkte miteinzubeziehen. Aus ihrer Sicht sei es ebenfalls erforderlich, viel stärker auf Fragen der Befähigung von Menschen zu fokussieren als ausschließlich auf

technische Aspekte. So könne der Mensch auch als „Operator 4.0“ weiterhin im Mittelpunkt stehen in sozio-technischen Systemen, in denen Maschinen die Menschen unterstützen.

*Wolfgang Koch* stellte in seinem Vortrag die Probleme autonomer Waffensysteme in den Fokus. Bei diesem Thema bündelten sich nämlich Fragen zum Umgang mit digitalen Technologien wie in einem Brennglas. Die Perspektive des Informatikers verschränkte er dabei mit einer philosophischen: Auch Koch wies darauf hin, dass Informatiker angesichts der technischen Möglichkeiten zunehmend die Wichtigkeit philosophischer Fragen für ihre Disziplin entdeckten. Man könne bei Technologien unterscheiden, ob sie dem Menschen eine kognitive oder eine volitive Assistenz böten. Letztere falle in den Bereich der Automatisierung, erstere in den der KI. Kognitiv seien Maschinen dem Menschen an vielen Stellen überlegen und gerade in Gefechtssituationen könnten Umstände eintreten, bei denen nur noch autonome Waffensysteme gegeneinander bestehen könnten. Eine Maschine könne zwar keine ethische Verantwortung übernehmen, es könne dennoch unter Umständen verantwortbar sein, bestimmte Entscheidungsprozesse an Maschinen zu delegieren – solange der Einsatz des Waffensystems als solches verantwortlich geschehe.

In der Podiumsdiskussion wurde dann eine Reihe von Themen und Aspekten aus den Impulsvorträgen vertieft. Frau Aschenbrenner machte etwa auf positive ökonomische Effekte für europäische Produktionsstandorte aufmerksam: Durch den Einsatz von Robotik könnte es wieder rentabel werden, in Hochlohnländern zu produzieren. Studien zeigten etwa, dass bei sogenannter kollaborativer Robotik, bei denen Mensch und Maschine eng zusammenarbeiten, die Tendenz zur Verlagerung der Produktionsstandorte in Niedriglohnländer zurückgingen. Ein weiterer wichtiger ökonomischer Aspekt, auf den sie aufmerksam machte, war, dass die Digitalisierung es der Produktion auch ermögliche, Produkte stärker zu personalisieren als in der Vergangenheit. Bei solchen personalisierten Produkten kämen aber internationale Lieferketten und Offshoring-Programme an ihre Grenzen, sodass sich hier ebenfalls Chancen zur Stärkung der Produktion in Hochlohnländern ergeben könnten.

Herr Koch unterstrich noch einmal, dass in der gegenwärtigen globalen politischen Lage, die er als „neuen Kalten Krieg“ bezeichnete, die westliche wertegebundene Lebensform in ihrer Existenz bedroht sei. Um dem zu wehren, müsse man militärisch effizient gegen jene operieren können, die skrupelloser das, was technisch möglich sei, nutzen, um ihre Interessen durchzusetzen. Dies müsse man jedoch gleichzeitig in einer Weise zu tun, die die westliche Wertegrundlage nicht unterminierte. Das sei die Herausforderung für Ingenieure und Informatiker, die an autonomen Waffensystemen arbeiteten.

Frau Nothelle-Wildfeuer präzierte eine wichtige Pointe ihres Impulsvortrages, denn es gehe ihr nicht um Bedenkenträgerei, sondern um die Frage, wie man damit umgehe, dass Menschen freiwillig ihre Entscheidungen an Algorithmen abtreten. Das müsse per se nichts Schlechtes sein, wenn beispielsweise beim Kauf von Büchern Amazon passende Buchvorschläge einblendet. Die Entscheidung werde am Ende aber nicht an Algorithmen delegiert, sondern von Menschen getroffen. Dementsprechend müsse Technologie auch so beschaffen sein, dass sie die Ausübung autonomer Entscheidungen ermögliche.

Dem sekundierte Frau Aschenbrenner mit einem Plädoyer für die Notwendigkeit gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse darüber, wie viel Entscheidungsspielraum man der Technologie zugestehe. Dabei müsse die Technologie auch so beschaffen sein, dass nötigenfalls Menschen in entsprechende Entscheidungsprozesse eingreifen können. Herr Koch verwies dabei darauf, dass man es bei Breitentechnologien wie dem Smartphone mit einer Benutzeroberfläche zu tun habe, die die technische Komplexität so stark reduziere, dass jeder und jede relativ einfach das Gerät bedienen könnten.

Herr Beck verwies erneut auf das Problem, dass kirchliche Akteure digitale Räume noch nicht in der Breite als Lebensort auffassen würden: Obwohl Vernetzungen in digitalen Räumen aus theologischer Sicht als *Communio*-Bildung betrachtet werden könnten, begegneten kirchliche Akteure solchen Vergemeinschaftungsformen doch eher skeptisch. Es sei die Auffassung verbreitet, dass sich echte Begegnungen nur analog ereignen könnten. Es sei aber ernst zu nehmen, dass Menschen auch an digitalen Orten Evangelium und Existenz zusammenbringen. Die Kirche müsse hier möglichst

wertungsfrei auf „Entdeckungsreise“ gehen. Ein entscheidender Lernprozess sei es nach Nothelle-Wildfeuer, insgesamt zu verstehen, dass nicht „hier“ die analoge und „dort“ die digitale Welt sei.

Das war einer der roten Fäden, der sich letztlich auch durch die Diskussion im Anschluss an die Gruppengespräche der Breakout-Sessions zog: Im Umgang mit digitalen Lebenswelten gelte es, nicht eine neue „digitale“ Ethik erfinden zu müssen, sondern vielmehr bewährte kulturelle, soziale und ethische Standards in digitale Lebenswelten hinein zu übersetzen. Dabei stand in den Diskussionen neben der Frage, welchen Beitrag kirchliche Akteure dabei leisten könnten, der Bildungsbereich besonders im Fokus: Digitalisierung im Bildungssektor sollte nicht darin bestehen, nur möglichst viel Technik in den Unterricht einzubeziehen, sondern Urteils- und Reflexionsvermögen aufzubauen, um Digitalität zu verstehen und auch kritisch bewerten zu können.

Darüber hinaus kann als Ergebnis der Diskussion festgehalten werden, dass der Reflexionsbedarf zum Thema Digitalität als soziale Frage unter Gerechtigkeitsgesichtspunkten groß ist. Im Sinne faktischer Ungleichzeitigkeiten – Stichwort *digital divide* – leben einige Menschen, insbesondere *digital natives*, bereits in der Digitalität, da ihre Lebenswelt von digitaler Technik tief durchdrungen ist, während andere noch Digitalisierung als einen Prozess wahrnehmen, dem sie eher hinterherstolpern, da sie sich die neuen Technologien erst noch erschließen müssen und dafür soziale und ökonomische Ressourcen sowie entsprechende Bildungsangebote benötigen. Insofern kann eine sorgfältige Verwendung der Begriffe Digitalisierung und Digitalität auch den sozialetischen Blick auf das Thema schärfen. Es gelte, Menschen und Menschengruppen in den Blick zu nehmen, die (noch) nicht am digitalen Leben teilhaben können. In diesem Sinne geht es um die sozialetische Leitperspektive möglichst umfassender gesellschaftlicher Inklusion aller Menschen.

These 10 kann in dieser Hinsicht als Ausgangspunkt dienen, das insgesamt eher publizistisch-medienethisch orientierte Thesenpapier mit der sozialetischen Brille mit Bezug auf genuin soziale Probleme im Kontext von Digitalisierung und Digitalität weiterzudenken und fortzuschreiben.